

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 3

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 3 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 20. Januar 1923

Deiner Seele Uhr.

Von M. Seesche.

Sorg' nur, daß deine Uhr nicht nachgeht, nicht zurücke bleibt;
Die Uhr, die deiner Seele Tun und Schaffen treibt!
Kommst du zu spät mit Lieben zu des Nächsten Herzen,
Kommst du zu spät zu deines Freundes Leid,
Wird das Versäumte reuen dich und schmerzen.
Drum stell der Seele Uhr auf ihre rechte Zeit!

Sorg' nur, daß deine Uhr nicht nachgeht, daß der schnelle Tod
Nicht unversehens dich befällt mit seiner grimmen Not.
Du wähnstest deinen Zeiger fern der letzten Stunde,
Gott aber richtet nach dem Pendelschlag der Ewigkeit.
Und willst du nicht erschrecken vor dem Ruf aus seinem Munde,
So stell' der Seele Uhr auf ihre rechte Zeit.

Aus „Erntesege“.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

3

Stephan beugte sich zu Bastian und sagte mit einem spöttischen Lächeln: „Sie haben mehr Glück als ich.“

„Wieso?“ fragte der andere erstaunt. „Oh, ich bitte Sie, das hat mit mir persönlich doch nicht das mindeste zu tun!“

Stephan zeigte noch immer sein erzwungenes frivoles Lächeln. „Glauben Sie, daß eine Frau irgend etwas aus sachlichem Interesse tut?“ Mit diesen Worten wandte er sich weg, um am Buffet ein Glas Wein herunterzuleeren.

Charlotte hatte den Arm der Schwester genommen, und diese zog sie mit sich fort auf einen der bequemeren orientalischen Diwans, welche mit buntseidenen Kissen und Decken die Winkel von Steins luxuriösen Wohnzimmern in schwellender Weppigkeit ausfüllten.

„Nun fängt schon das übliche Steinsche Trinkgelage an,“ bemerkte Hilde leise zu ihrer Schwester. „Uebrigens muß ich dir etwas sagen. Der alte Bender hat einen zweiten Schlaganfall gehabt; er wird sehr wahrscheinlich seine Professur zum Herbst aufgeben. Und siehst du nun: Siegfried eröffnet am ersten Mai seine Privatanstalt; er wird seine „Fälle“ gehörig ausschlaten als Dozent und auch in der psychiatrischen Monatschrift; er wird sich einen Assistenten halten und hat glänzend Zeit zur wissenschaftlichen Arbeit — nun, und dann wird er den Lehrauftrag ergattern mit seinem Geld und mit seinem Mundwerk, und Paul, der drei Jahre älter ist und die ganze Erfahrung von der städtischen Anstalt hat, wird dort wei-

ter schufsten in einer untergeordneten Stellung und nie zu Namen und Ansehen kommen.“

„Und Paul nimmt sich das gar nicht zu Herzen?“ fragte Charlotte.

„Er ist ja ganz in Siegfrieds Bann,“ antwortete die junge Frau. „Er ist sich gar nicht bewußt, daß er der solidere Arbeiter und mit seinem guten Herzen der verständnisvollere Arzt ist. Er regt sich viel mehr darüber auf, daß ich ihm dies sage, als über die Tatsache, daß er zurückbleibt.“ Hildes Verghmeinnichtaugen funkelten schmerzhaft, und sie zupfte nervös an der blauen Seide ihres Kleides.

„Wie doch Männer sich voneinander abhängig machen können!“ rief Charlotte leise aus. „Was findet denn der Schwager an Siegfried besonderes?“

„Nun, vermutlich alle Fehler, die ihm mangeln,“ sagte Hilde lässig. Sie sah zerstreut in den Saal hinaus, fing aber nach einigen Augenblicken wieder halblaut an: „Du warst doch vorhin mit dabei, als Siegfried die Heilanstalt auch Professor Faber anbot? So eine Taktlosigkeit, da doch jeder weiß, daß Faber erblich belastet ist und seine Schwester sich in Schwermut das Leben genommen hat!“

„Glaubst du eigentlich, daß er selber fürchten muß —?“

„Er heiratet doch deswegen nicht,“ antwortete Hilde mit kühlender Selbstverständlichkeit. „Uebrigens, wie steht es mit Flitt? Ist er dir noch so auffällig?“

„Es geht. Seit dem Essen habe ich ihn meiden können. Aber er hat sich mir für den Nachhauseweg aufgedrängt. Ich glaube übrigens, ich bin nur ein Lädenbüßer, Gott sei Dank. Bis vor vierzehn Tagen machte er doch anderen Leuten den Hof. Er ist ein arroganter Langweiler,“ flüsterte Charlotte.

In diesem Augenblick kam der härtige, untersekte Herr, der meistens in Siegfrieds Nähe zu sehen war, rasch auf die beiden zu und sagte: „Hilde, ist es dir einerlei, noch ein halbes Stündchen zu bleiben? Siegfried will eben schnell sein neues Manuskript für die Monatschrift mit mir besprechen. Am nettesten wäre es, wenn du auch zu uns kämest ins Rauchzimmer.“

Hilde erhob sich in ihrer schönen, trägen Art und schritt neben ihrem Gatten, der einen Kopf kleiner war als sie, dahin.

Charlotte blieb allein zurück und ließ ihre Blicke über die Gesellschaft schweifen. Die beiden saalartigen, durch eine breite Schiebetür verbundenen Wohnräume waren von schwerem Zigarrenrauch erfüllt, der sich unter der Decke zu einem schwankenden blauen Streif verdichtete. In den durch Pflanzen und Wandschirme gebildeten Blanderecken saßen Paare, die sich angeregt und leise unterhielten und sich eng aneinander schmiegt. Auf verlassenen Tischen standen entforckte Flaschen, halbleere Gläser und volle Nachbecher; achtlos zurückgestoßene Stühle versperrten die Gänge. Auf den Divans saßen schläfrige junge Leute bequem, mit ausgestreckten Beinen; an einem größeren Tische, der schwer mit Flaschen beladen war, hielt sich eine Anzahl Herren auf, die mit zusammengesteckten Köpfen etwas verhandelten und dazwischen in Lachen und Richern ausbrachen.

Charlotte stand unbemerkt auf und ging nach der Balkontür, wo durch schwere Vorhänge etwas Kühle hereindrang. Draußen glänzte über dem stillen Herrschaftsgarten ein klarer Sternenhimmel. Die Luft war rein, und der herbe Geruch der Frühlingserde erfüllte sie. Der Gegensatz von drinnen und draußen war so groß, daß Charlotte sich plötzlich von tiefem Heimweh ergriffen fühlte. Die harmonische Schönheit der mondbeschiedenen Landschaft ver-setzte sie in eine Wehmut, als hätte sie eben der Geist einer anderen, heimatlichen Welt berührt.

Sie stand noch in den Anblick der schönen Nacht versunken und atmete tief die klare Luft ein, als sie im Zimmer, dicht an der Balkontüre, halblaute Stimmen hörte.

„Ich kann Ihnen schwören, er hat eine Liste angefertigt, auf der alle in Betracht kommenden jungen Damen in — wie soll ich sagen — in pekuniärer Reihenfolge mit der genauen Summe ihrer Anwartschaft verzeichnet stehen. Er soll sich bereits bei Nummer eins und zwei Körbe geholt haben.“ Der Sprechende lachte leise; Charlotte erkante Stephans metallisches Organ.

„Wie ist das nur möglich, bei einem so — so gebildeten Menschen!“ rief der andere mit gedämpfter Stimme aus.

„Nun, wenn Sie ein Diplom vom Polytechnikum als eine Gewähr für Bildung nehmen — sein Vater soll ein gewöhnlicher Baumeister und Prolet gewesen sein. Aber das Schönste ist ja, daß die Liste noch eine Rubrik für besondere Bemerkungen hat — ich schwöre es Ihnen, Kummerchen, Siegfried Stein, der sie mit eigenen Augen ge-

sehen hat, versicherte es mir vor einer halben Stunde — auf Ehre, es ist noch eine besondere Rubrik da, in der dasjenige verzeichnet steht, was den reinen Geldwert balancieren könnte, also alte Familie; Verbindungen usw. Und auf Grund dieser Rubrik treten dann Verschiebungen ein — ja, toll, nicht wahr? ein wunderbares Lustspielthema — also Verschiebungen, sehen Sie, z. B. Grete Stein soll noch nicht daran gekommen sein, weil das Steinsche Geld Geld zu jung ist; Klitt hat nämlich Ambitionen auf alte Familie —“

„Aber das ist ja trostlos! Nein, man sollte nicht in Gesellschaft gehen,“ sagte der andere mit müder Stimme.

„Ja, diese ganze bourgeoise Heiratserei ist widerwärtig. Der Kausch, der Kausch ist das einzig Schöne. Kommen Sie, Kummerchen, trinken wir noch ein Glas goldenen Wein! Es lebe die Schönheit!“

Stephan hatte die letzten Sätze mit sorgfältiger Betonung und Aussprache gesagt, so daß es klang, als ob er sich selber an seiner Sprechkunst ergötze.

Als Charlotte nach einigen Minuten wieder ins Zimmer trat, traf sie an der Balkontüre Herrn Klitt, der sich verbeugte und noch einmal seine Dienste für den Nachhauseweg anbot. Charlotte nahm seinen Arm. In diesem Moment begegnete ihr Auge dem Blicke Stephans, der mit sprechendem Ausdruck auf sie eindrang.

Sie konnte diesen Blick voll Bedauern und Unwillen nicht vergessen.

II.

Frau Hoch, Charlottens Mutter, bewohnte mit ihrer Tochter seit dem Tode ihres Gatten ein kleines Landhaus in der Vorstadt, das sie von einer Tante geerbt hatte. Solange ihr Mann, ein alteingeseffener Patrizier, lebte, war sie in glänzenderen Verhältnissen gewesen. Aber bei seinem Tode zeigte sich, daß der temperamentvolle alte Herr über seinen Stand gelebt hatte. Es blieben Schulden zu begleichen, und das mit Hypotheken beschwerte Stammhaus mußte verkauft werden. Man war froh, sich in die kleine Villa zurückziehen zu können, deren Besorgung kein männliches Personal benötigte. Noch lange Zeit vermählte zwar Frau Hoch den Hausdiener, der ihr beim Essen den ledergepolsterten Lehnstuhl und den Schemel hätte zurechtrücken sollen; aber im großen und ganzen war sie erleichtert, nicht mehr den Stimmungen und Anordnungen des anspruchsvollen und nicht sehr häuslich gesinnten Gemahls untertan sein zu müssen, und blühte in der ruhigen Zeit ihrer Witwenschaft zufriedens auf.

Am Morgen nach der Gesellschaft bei Steins erschien Charlotte erst spät zum Frühstück. Frau Hoch war schon damit beschäftigt, ihre Zimmerblumen zu pflegen, — eine häusliche Arbeit, die sie ihrem Stande angemessen fand — als die Tochter eintrat.

„Nun?“ fragte Frau Hoch ironisch, „wie geht's? War es sehr reizend bei deinen Freunden Goldstein?“

„Oh, es war nicht viel gräßlicher als anderwo auch,“ sagte Charlotte, indem sie ihr Ei verklopfte.

„Und dafür mußte man einen Steckkopf aufsetzen und die Einladung annehmen, gegen den Wunsch seiner erfahrenen Mutter.“

„Du weißt, weshalb ich hingegangen bin,“ antwortete Charlotte. „Ich finde es auch heute noch ganz ungerecht, daß die jungen Gesellschaftsgänse nicht mit Grete Stein verkehren wollen, mit der sie auf der Schulbank gefessen haben. Damals war ihnen der schöne Tennisplatz bei Steins ganz gelegen; aber jetzt ziehen sie sich zurück, weil sie für die alleinseligmachende „Partie“ fürchten.“

„Sie sind eben nicht so hochbeinig und altjungferlich wie du,“ sagte Frau Hoch erboßt.

Charlotte schien über diesen Ausbruch gar nicht erstaunt und sagte heiter: „Nun, Mütterlein, will ich dir aber erzählen, wer da war. Kennst du Professor Faber?“

„Ach, der Sohn des Polizeipräsidenten? Einen der Satennasenfaber? Wie kommt denn der dorthin?“

„Gerade so wie andere anständige Menschen auch, siehst du. So ganz gottverlassen war es doch nicht.“

„Und wen hattest du denn bei Tisch?“

„Herrn Flitt, den Architekten.“

„Architekt?“ rief Frau Hoch. „Sein Vater war ein kleiner Maurermeister.“

„Und sein Sohn wird ein reicher Mann werden.“

„Hoffentlich bildet er sich nicht ein —“ brauste Frau Hoch auf; doch sie brach ab und verfiel unvermittelt in einen bitteren und jammernden Ton, als sie fortfuhr:

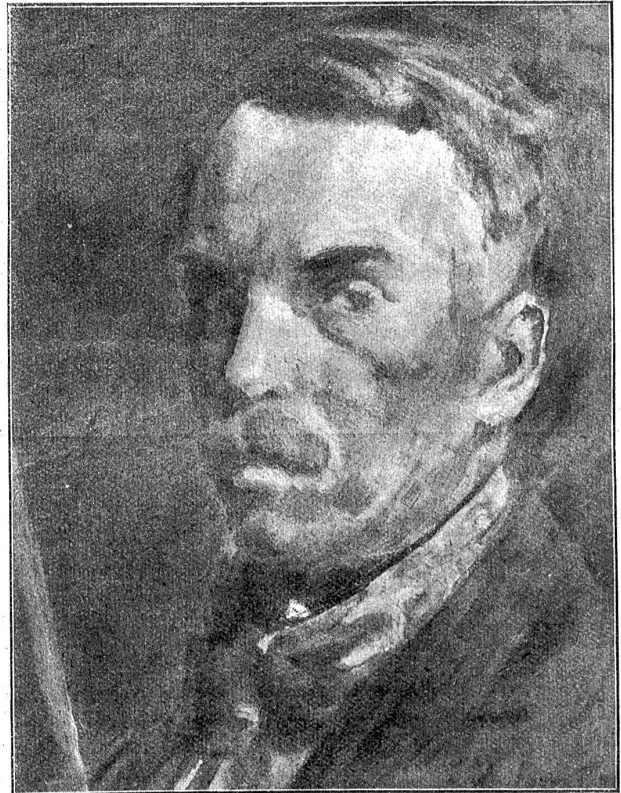
„Nun, wir müssen schließlich noch über alles froh sein. Du hast eigentlich recht, daß du dich in diesen Schichten umsiehst; wir gehören ja jetzt dorthin. Ich sage es ganz offen, wir können nicht mehr die Ansprüche machen wie andere unseres Standes. Dein Papa hat ja leider nicht daran gedacht, was für Chancen er euch hinterläßt. Wenn Papa seinerzeit noch gelebt hätte — nicht, daß ich mich persönlich über Paul beklagen wollte, er ist höflich mit mir und hat gewisse Aufmerksamkeiten — aber Hilde mit ihrer schönen Gestalt und ihrem ganzen Auftreten hätte vielleicht doch noch etwas anderes werden können als eine einfache Frau Doktor, die in einer gräßlichen Anstalt wohnen muß und nicht einmal ihr eigenes Haus hat. Mir ist es wirklich jedesmal eine Ueberwindung, nach diesem „Sonnenbühl“ hinauszufahren. Enfin! ich kann nur sagen, daß es nicht zu viel verlangt wäre, an dir ein bißchen was Erfreulicheres zu erleben.“

Charlotte rührte in ihrer Tasse und sagte dann ernsthaft: „Aber wenn ich mir nun nach einem Studium oder sonstwie mein Leben selbständig verdienen könnte, ohne dir einen mittelmäßigen Schwiegersohn ins Haus zu bringen, könntest du dann nicht über meine Zukunft beruhigt sein?“

„Ach, durch ein Studium ist eine Frau nicht versorgt; versorgt ist sie nur, wenn sie einen Mann und Kinder hat, besonders ein unvermögliches Mädchen, wie du es bist.“

„Aber so schlimm ist es doch nicht, Mama. Meine Zinsen würden doch reichlich langen, um wenigstens die Hälfte von dem zu decken, was ich fürs Leben brauche. Aber das haben wir ja alles schon hundertmal wiederholt.“

„Ah, siehst du, schon hundertmal, gerade bei diesem Wort nehme ich dich. Und es paßt mir nun eben sehr gut, diesem ewigen Gezänk heute ein für allemal ein Ende zu machen. Ich habe dir einen Vorschlag“ — Frau Hoch wurde bei diesen Worten plötzlich unsicher und suchte nach einer Wendung — „und ich hoffe, nein, ich glaube bestimmt,



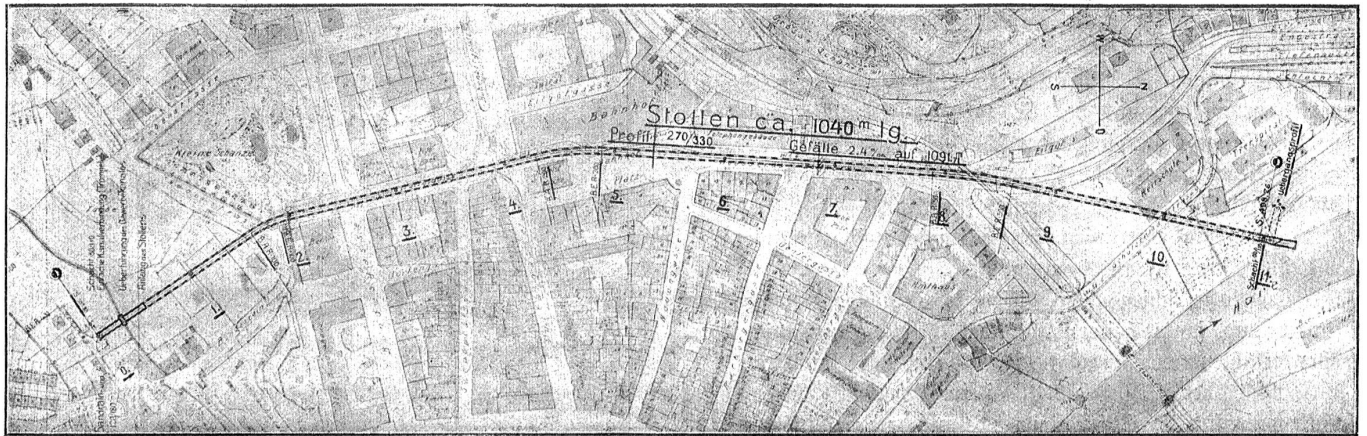
Kunstmaler Eduard Boss, Bern (Selbstbildnis).

E. Boss, geb. 26. Dezember 1873 in Muri bei Bern, besuchte die Berner Kunstschule, war 1891 in Genf Schüler von B. Wern, dann 4 Jahre in München bei Raupp und B. Diez. Er malt mit Vorliebe Landschaften, in denen er sich als Realist im Sinne Max Buris gibt mit kräftiger Betonung des Wesentlichen in Farbe und Form. Auch schuf er Porträts und Gruppenbilder voll inneren Lebens. — Obiges Selbstporträt gehört der Sammlung von Künstlerporträts an, die gegenwärtig in unserem Kunstmuseum (noch bis zum 21. d. M.) zu sehen ist. Wie man vernimmt, soll die einem bernischen Kunstfreunde gehörende Sammlung bis zu einem Bestand von 50 Stück gekaufnet werden und dann durch Schenkung in den Besitz des Kunstmuseums übergehen. — Gleichzeitig mit dieser Sammlung ist die reiche Kollektion von Delgemälden und Zeichnungen aus dem Legat des verstorbenen Direktors Ed. Davinet im Kunstmuseum ausgestellt, so daß sich ein Besuch reichlich lohnt.

daß du deiner Mutter, die es gut mit dir meint, diesmal nicht nein sagen wirst. Ja, höre nur, es ist mir sehr ernst: heute kommt mein neuer Arzt, Dr. Weiser, zu mir, und er soll nun einmal mit dir sprechen und dir seinen Rat geben. Nein, sei nun nicht widerspenstig; du bist nicht das erste nervöse und unleidige junge Mädchen, das er zu behandeln hat. Er wird wohl etwas mehr wissen als du und Hilde, die noch mithilft, dir den Kopf zu verdrehen.“ Nach dieser Rede nahm Frau Hoch eine beleidigte Miene an, als hätte sie die abschlägige Antwort ihrer Tochter schon empfangen. Aber Charlotte sagte zu ihrer Verwunderung: „Also gut. Gut, ich rede mit ihm; die Sache ist ja einfach genug. Nur will ich ihn allein sprechen, und er mag dir nachher seinen Bescheid sagen.“

„Also einen Schritt wären wir denn endlich weiter. Man kann gar nicht wissen, was so ein Arzt herausfindet. Solche Ideen, wie du sie äußerst, haben oft ganz andere Ursachen, als man glaubt,“ sagte Frau Hoch wichtig.

„Ja,“ erwiderte Charlotte trocken, „denn bekanntlich kommen die Gedanken eines jungen Mädchens nicht aus dem Gehirn, sondern wo anders her. Bei den Frauen



Sulgenbach-Kanalisation in Bern. Stollen mit Anschließtrecken. Situation.

scheint überhaupt alles aus einem einzigen Organ zu stammen, und man muß sich nur wundern, warum sie auch einen Kopf haben wie andere Menschen. Wenn dein Doktor ebenfalls dieser Meinung ist, so werden wir schnell miteinander fertig sein.“

„Und wenn du ihn nur konsultieren willst, um dich über ihn lustig zu machen, so erlaube ich es gar nicht.“

„Ganz wie du willst. Mir hängt nichts daran,“ sagte Charlotte.

In diesem Augenblick klingelte es; Frau Hoch erhob sich hastig und rief der Tochter zu: „Da ist er schon. Also in einer Viertelstunde klopfst du an mein Zimmer.“

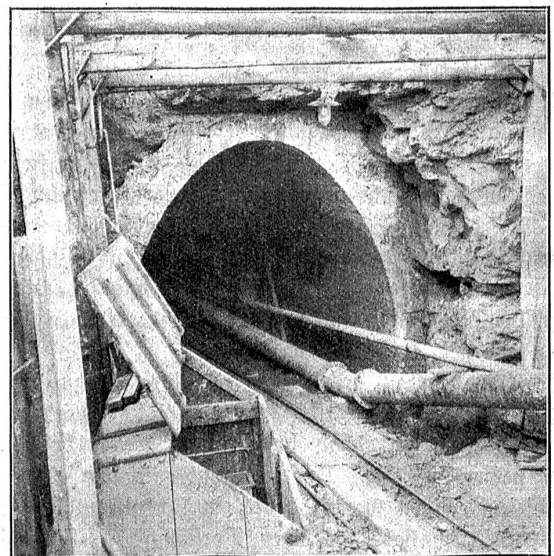
(Fortsetzung folgt.)

Vom Bau des Sulgenbach-Stollens in Bern.

Die Gemeinde Bern bewilligte in der Abstimmung vom 9. Dezember 1917 einen Kredit von Fr. 851,000 zur Einfassung des bestehenden Sulgenbaches in einen gewölbten begehbaren Kanal. Zu diesem Betrag kamen noch die kantonalen und Bundessubventionen und Beiträge der Anstößer, so daß eine Summe von Fr. 1,115,000 zur Verfügung stand. Mit dieser Einfassung des Baches wird einestheils beabsichtigt, die bei großen Niederschlägen eintretenden Ueberschwemmungen im Südwestquartier der Stadt auszuschalten, andernteils für die Ableitung sämtlicher Schmutzwasser aus diesem Südwestquartier, einschließlich Köniz und des größeren Teiles von Bümpliz, eine tiefliegende Kanalisation zu erhalten. Um das Sandrain- und Marzilimoosgebiet richtig entwässern zu können, ist vorgesehen, den Sulgenbachkanal nach der Durchquerung des Marzilimooses von der Taubenhalden an in einem Stollen unter der Stadt hindurch auf die Nordseite der Stadt zu führen und zirka 150 Meter unterhalb der Eisenbahnbrücke in die Aare einzuleiten. Dadurch wird die Gefällstufe, die in der Aareschwelle (Schwellenmättel) vorhanden ist, in dem Sinne ausgenützt, daß der Kanal im Marzilimoos die für eine rationelle Entwässerung notwendige Tiefenlage erhält und ferner wird dadurch die Verunreinigung der Aare durch die Schmutzwasser verhütet. Seit 1918 wurde nun die Kanalisation vom Sulgentrain bis nach Holligen hinaus, mit Ausnahme einiger kleiner Strecken, die in früheren Jahren bereits erstellt wurden, in einzelnen Bauweisen, teilweise in sehr schwierigen Wasser- und Terrainverhältnissen durchgeführt.

Infolge der eingetretenen Teuerung mußte ein Nachkredit von Fr. 1,270,000 verlangt werden, der im Jahre

1920 von der Gemeinde auch bewilligt wurde, so daß damit die Ausführung der Schlußstrecke der Kanalisation, des oben erwähnten Stollens und der im offenen Einschnitt auszuführenden Strecke im Marzilimoos gesichert war. Zu Anfang des Jahres 1922 wurde mit den Installationen für diesen Stollen auf der Nordseite unterhalb der Eisenbahnbrücke begonnen und im Frühjahr 1922 setzte der bergmännische Vortrieb ein. Das Trace des Stollens verläuft von da unter der Schützenmatte bis zur Bahnüberführung über das Bollwerk, biegt daselbst ab und zieht sich durch das Bollwerk und den Bahnhofplatz hinauf bis zur Heiliggeistkirche, biegt daselbst wiederum ab und verläuft unter dem Bubenberglplatz und der Christoffelgasse bis zur Kleinen Schanze. Nach einer dritten Abbiegung daselbst, also neben dem Bernerhof, führt das Trace nach dem Marzilimoos. Das Stollenprofil hat eine elliptische Form von 3,30 Meter größter Höhe und 2,70 Meter größter Breite; in der Mitte befindet sich die Schmutzwasserinne und links und rechts eine sogenannte Gangbahn, so daß die Begehung des fertigen Stollens im Betriebe zu Revisionsgängen möglich ist, d. h. aber nur dann, wenn im Eingangsgebiet keine Niederschläge stattfinden. Das Stollenprofil kann bei dem Gefälle von 2,4‰ im Maximum eine Wassermenge von 21,5 m³/sec. abführen. Die seinerzeit für die Aufstellung des Projektes vorgenommenen Tiefbohrungen berechtigten zu der Annahme, daß zirka $\frac{2}{3}$ des 1040 Meter langen Stollens in Molasse, also Sandstein mit Einlagerungen von bunten



Sulgenbach-Stollen. Stollenportal Nordseite, fertig ausgemauert mit Ausnahme der Sohle. Rechts die Röhren für die Ventilatoren und die Preßluftleitung (3. Juni 1922).